

Lisa Wingate

Libellen Schwestern

Roman

**GRATIS
LESEPROBE**
mit Anregungen für
Ihren Lesekreis



blanvalet



Lisa Wingate ist Journalistin und Autorin mehrerer preisgekrönter Romane. Was ihr am Schreiben am meisten gefällt, ist, dass sie dadurch Menschen näher kennenlernt, reale genauso wie fiktive. Sie lebt in den Ouachita Mountains in Arkansas, USA.

Ihr Roman *Libellenschwestern* beruht auf einer wahren Geschichte – lesen Sie dazu mehr auf www.blanvalet.de/wingate

»Der dramatische Roman erzählt von zwei Schwestern, die getrennt wurden.«

Günter Keil / Freundin

»Als spannende und emotionale Familiensaga verpackt, erinnert der Roman an die herzlosen Adoptionspraktiken in den USA bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts.«

Elle

»Lisa Wingates ergreifender Roman basiert auf verbrecherischen Adoptionen in den USA bis 1950.«

Für Sie

»Diese Leidensgeschichte und lebenslange Suche nach Wurzeln, Identität, Gerechtigkeit hat Lisa Wingate grausam und berührend aufgeschrieben. Vielleicht nicht wahr, aber wahrhaftig.«

Emotion

Avery

May Crandall. Bist du sicher, dass dir der Name nichts sagt?« Ich sitze mit meiner Mutter und meinem Vater in der Limousine, die uns zu der Eröffnungsfeier in Columbia bringen soll. »Sie ist diejenige, die gestern mein Armband in dem Pflegeheim gefunden hat.« Ich sage bewusst *gefunden*, weil es sich netter anhört als *gestohlen*. »Das von Greer, mit den Libellen aus Granat, das Grandma Judy mir geschenkt hat. Ich glaube, dass diese Frau es wiedererkannt hat.«

»Deine Großmutter hat es oft getragen. Das muss nichts heißen. Es ist ziemlich außergewöhnlich.« Mom presst ihre sorgfältig geschminkten Lippen aufeinander und durchforstet ihr Gedächtnis. »Nein. Der Name sagt mir nichts. Vielleicht ist sie eine der Crandalls aus Ashville. Ich bin mal mit einem Jungen aus ihrer Familie ausgegangen, als ich noch ein Mädchen war. Das war natürlich lange vor deinem Vater. Hast du sie gefragt, wer ihre Familie ist?« Wie für alle Südstaatenladys aus gutem Hause ist das eine völlig legitime Frage – *Wie schön, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ist das nicht ein wunderbarer Tag? Aber jetzt müssen Sie mir verraten, wer Ihre Familie ist.*

»Daran habe ich nicht gedacht.«

»Also, wirklich, Avery, was sollen wir bloß mit dir machen?«

»Mir Hausarrest geben?«

Mein Vater lacht leise und blickt von seinen Notizen auf. »Keiner hat ein solches Elefantengedächtnis wie du, Honeybee.«

Mom verpasst ihm einen spielerischen Klaps. »Ach, du nun wieder.«

Er nimmt ihre Hand und küsst sie, über meinen Schoß hinweg. Mit einem Mal fühle ich mich wieder wie dreizehn.

»Igitt, öffentliche Liebesbekundungen ...«

»Erinnerst du dich an eine May Crandall, Wells – eine Freundin deiner Mutter?«, nimmt Honeybee den Gesprächsfaden wieder auf.

»Ich glaube nicht.« Dad kratzt sich am Kopf, ehe ihm einfallt, dass er sein Haar mit Tonnen von Haarspray festbetoniert ist. Termine im Freien brauchen immer eine Extraportion Vorbereitung – es gibt nichts Schlimmeres, als auf einem Zeitungsfoto wie ein explodierter Handfeger auszusehen. Leslie hat mich angewiesen, mein Haar aus dem Gesicht zu frisieren. Honeybee und ich haben sogar die gleiche Frisur – heute ist der Tag des Französischen Zopfes.

»Arcadia«, sage ich, nur um zu sehen, ob das Wort irgendeine Reaktion hervorruft. »War das einer von Grandma Judys Clubs? Oder vielleicht ein Bridge-Zirkel? Oder hat sie jemanden gekannt, der in Arcadia lebt?«

Weder meine Mutter noch mein Vater zeigen eine ungewöhnliche Reaktion. »Arcadia, Florida?«, hakt Mom nach.

»Ich weiß es nicht.« Ich erzähle ihnen nichts von der beunruhigenden Art und Weise, in der diese Frau das Wort ausgesprochen hat. »Wie könnte ich mehr darüber herausfinden?«

»Das scheint dich ja sehr zu beschäftigen.«

Meine Hand will in meine Handtasche greifen, um das Handy mit dem Foto herauszuziehen, doch dann halte ich inne und streiche stattdessen meinen Rock glatt. Ein neuerlicher Anflug von Besorgnis zeichnet sich auf der Miene meiner Mutter ab, und ich will ihr nicht noch mehr Stress machen. Wenn ich ihr das Foto zeige, wird sie nur denken, dass diese May Crandall etwas im Schilde führt. Meine Mutter ist die geborene Verschwörungstheoretikerin und macht sich wegen allem und jedem Sorgen.

»Nein, ich bin nur neugierig. Diese Frau kam mir so einsam vor.«

»Das ist wirklich süß von dir, aber Grandma Judy wäre ohnehin keine geeignete Gesellschaft, selbst wenn sie sich kennen würden. Ich musste die Montagsmädels bitten, sie nicht mehr in Magnolia Manor zu besuchen. Es frustriert Grandma Judy nur, wenn zu viele alte Freunde hereinschneien. Es ist ihr peinlich, dass sie sich nicht an die Namen und Gesichter erinnern kann. Und bei den Leuten, die nicht zur Familie gehören, ist es noch viel schlimmer. Sie hat Angst, man könnte über sie reden.«

»Ich weiß.« Vielleicht sollte ich es einfach gut sein lassen. Aber die Frage geistert mir unablässig im Kopf herum, piesackt und drangsaliert mich. Den ganzen Nachmittag lang. Wir plaudern, wir lachen, wir applaudieren, als mein Vater das Band durchschneidet. Wir stehen in der VIP-Lounge des Countryclubs, unter-

halten uns mit dem Gouverneur und irgendwelchen Industriekapitänen. Ich gebe sogar kostenlosen juristischen Rat für den Kampf gegen das Erdgasfracking und erläutere die aktuelle Gesetzeslage, die dem Fracking im benachbarten North Carolina Tür und Tor öffnen könnte. Wirtschaft versus Umweltschutz – nur allzu häufig sind es genau diese zwei zentralen Themen, die am hitzigsten in der Öffentlichkeit debattiert werden und Wählerstimmen bringen können.

Aber selbst als ich über die Kosten-Nutzen-Relation diskutiere, die mich, ehrlich gesagt, nicht sonderlich interessiert, bin ich mit den Gedanken bei meinem Handy und Grandma Judys Reaktion auf das Foto.

Ich weiß, dass sie die Frau erkannt hat. *Queen ... oder Queenie.*

Das Ganze ist kein Zufall. Definitiv nicht.

Arcadia ... Arcadia. Was ist das?

Auf dem Rückweg zum Büro meines Vaters in Aiken sage ich meinen Eltern, ich hätte noch ein paar Dinge zu erledigen – eine Ausrede, um mich für eine Weile aus dem Staub machen zu können, während ich in Wahrheit noch einmal May Crandall besuchen gehen will. Falls da irgendetwas ist, will ich es wissen.

Daddy scheint fast ein wenig enttäuscht zu sein, dass ich ihn allein lasse – er hat vor dem Abendessen zu Hause noch ein Strategiemeeting mit seinen Mitarbeitern und offenbar gehofft, ich würde ihn begleiten.

»Du meine Güte, Wells, Avery hat auch noch ein eigenes Leben«, verteidigt mich Mom. »Sie hat schließlich einen attraktiven jungen Verlobten, um den sie sich nebenbei kümmern muss, schon vergessen?« Sie hebt ihre schmalen Schultern und wirft mir ein verschwörerisches Lächeln zu. »Und eine Hochzeit, die geplant werden will. Und das können sie nicht, wenn sie nie Zeit haben, miteinander zu reden.« In ihrer Stimme schwingt eine unbändige Vorfreude mit. Sie tätschelt mir das Knie, beugt sich vor und blickt mich bedeutungsvoll an. *Gehen wir es endlich an*, sagt der Blick. Dann beginnt sie in ihrer Handtasche zu kramen und wechselt beiläufig das Thema. »Übrigens hat der Gärtner so eine neue Art Rindenmulch vorbeigebracht ... Er soll ganz wunderbar für die Azaleen sein ... Bitsys Landschaftsgärtner hat ihn empfohlen. Sie haben ihn im Herbst ausgestreut, und ihre Azaleen waren doppelt so üppig wie unsere. Nächstes Jahr werden uns alle um unseren Garten beneiden. Ende März ist es so weit. Es wird einfach ... himmlisch.«

Der Halbsatz *perfekt für eine Hochzeit* hängt unausgesprochen in der Luft. Als wir unsere Verlobung bekanntgegeben haben, hat Elliot Bitsy und Honeybee das Versprechen abgenommen, nicht die komplette Planung an sich zu reißen.

Dieses Versprechen bringt sie jetzt schier um den Verstand. Die beiden würden den Laden erbarmungslos schmeißen, wenn wir sie ließen, aber wir wollen es lieber nach unseren eigenen Vorstellungen und in unserem eigenen Tempo tun. Außerdem sollten mein Vater und Honeybee sich darauf konzentrieren, dass er wieder gesund wird, statt sich mit Hochzeitsvorbereitungen herumzuschlagen.

Aber davon will Honeybee natürlich nichts hören.

Ich tue so, als hätte ich die Anspielung nicht mitbekommen. »Ich glaube, Jason könnte sogar in der Wüste Rosen pflanzen.« Jason kümmert sich schon seit meiner Schulzeit um den Garten von Drayden Hill und würde nur zu gern allen zeigen, wozu er fähig ist. Aber Elliot würde niemals einer Idee für die Hochzeit zustimmen, die auf dem Mist unserer Mütter gewachsen ist. Elliot liebt seine Mom, aber er ist Einzelkind und hat es satt, dass sie glaubt, sich ständig in sein Leben einmischen zu müssen.

Eins nach dem anderen, denke ich. *Daddy, Krebs, Politik.* Das sind gerade die drei wichtigsten Dinge.

Wir halten vor dem Büro an. Der Fahrer hält uns die Tür auf, und ich steige erleichtert aus.

»Sag Elliot bitte, er soll sich bei seiner Mutter in meinem Namen für den Tipp mit den Azaleen bedanken«, ruft mir Honeybee hinterher – eine letzte Anspielung, bevor ich die Tür zuschlagen kann.

»Mache ich.« Ich gehe zu meinem Wagen und rufe Elliot an. Er hebt nicht ab. Es ist zwar schon nach fünf, aber wahrscheinlich sitzt er in einem Meeting. Seine Kunden sind überall auf der Welt verstreut, deshalb muss er ständig auf Abruf sein.

Ich hinterlasse ihm eine kurze Nachricht wegen der Azaleen, weil ich sicher bin, dass er darüber lachen wird – manchmal braucht er eine kleine Aufmunterung nach einem stressigen Tag.

Ein paar Minuten später ruft mich meine mittlere Schwester Allison an.

»Hey, Allie. Was liegt an?«

Obwohl Allison lacht, spüre ich, dass sie völlig fertig ist. Im Hintergrund höre ich die Drillinge toben. »Könntest du es irgendwie hinkriegen ... egal wie, Courtney vom Ballett abzuholen? Die Jungs sind krank, und ich musste sie heute schon dreimal komplett umziehen ... ja, gerade sind wir wieder splitternackt. Alle vier. Und Court steht wahrscheinlich vor dem Tanzstudio und fragt sich, wo ich bleibe.«

Ich kehre um und mache mich auf den Weg zu Miss Hannah's – der Ballettschule, wo ich mich damals als komplette Null entpuppt habe. Courtney hinge-

gen hat eindeutig Talent. Bei der Aufführung im Frühjahr war sie einsame Klasse. »Klar. Rein zufällig bin ich sogar ganz in der Nähe. Zehn Minuten. Kein Problem.«

Allison stößt einen tiefen Seufzer aus. »Danke. Du bist ein Schatz. Für heute bist du meine Lieblingsschwester.« Die Frage, wer Allison's Lieblingsschwester des Tages ist, hat sich seit unserer Kindheit zum Running Gag entwickelt. Sie als die Mittlere hatte stets die Wahl zwischen Missy, der älteren und spannenderen Schwester, und mir, der jüngeren, die sich besser herumkommandieren ließ.

Ich lache leise. »Tja, das ist mir eine Extrarunde durch die Stadt natürlich wert.«

»Und bitte verrate Mama nicht, dass die Jungs krank sind, sonst kommt sie her, und ich will nicht, dass Daddy sich auch noch ansteckt. Setz Courtney einfach bei Shellie ab. Ich schicke dir eine Nachricht mit der Adresse. Shellies Mom weiß schon Bescheid. Courtney darf heute bei ihnen bleiben.«

»Alles klar.« Allison ist Honeybee am ähnlichsten – sie führt ein Regiment im Stil eines Generals, aber die Geburt der Jungs hat sich als regelrechte Invasion entpuppt, der sie nicht Herr zu werden scheint. »Ich bin gleich da. Ich melde mich, sobald ich deine Tochter gerettet habe.«

Wir legen auf. Minuten später halte ich vor Miss Hannah's Studio an, wo Courtney bereits vor der Tür wartet. Als sie mich sieht, strahlt sie vor Erleichterung.

»Hey, Tante Aves!«, ruft sie und steigt ein.

»Selber hey.«

»Hat Mom mich wieder mal vergessen?« Sie verdreht die Augen und lässt den Kopf zur Seite kippen – eine Geste, die sie deutlich älter als zehn wirken lässt.

»Nein ... ich hatte einfach Sehnsucht nach dir und dachte, wir könnten eine Weile in den Park gehen, rutschen, im Kletterhaus spielen und so ...«

»Also wirklich, Tante Aves ...«

Ich finde es besorgniserregend, dass sie die Idee so schnell verwirft. Sie ist viel zu erwachsen für ihr Alter. Hat sie sich nicht gestern noch an mein Hosenbein geklammert und mich angebettelt, mit ihr auf die Bäume in Drayden Hill zu klettern? »Na gut, deine Mom hat mich angerufen, damit ich dich abholen komme. Aber nur, weil die Jungs krank sind. Ich soll dich zu Shellie bringen.«

Ihre Züge erhellen sich, und sie setzt sich auf. »Oh, super!« Ich werfe ihr einen scharfen Blick zu, worauf sie eilig hinzufügt: »Nicht das mit den Jungs, meine ich.«

Ich schlage vor, einen Boxenstopp an einer Eisdielen einzulegen, was wir früher

immer so gern getan haben, aber sie sagt, sie hätte keinen Hunger. Stattdessen will sie so schnell wie möglich zu Shellie, also gebe ich Gas.

Sie zieht ihr Handy heraus, um Shellie eine Nachricht zu schreiben. Der Anblick, wie meine Nichte im Eiltempo zum Teenager zu werden scheint, versetzt mir einen leisen Stich. Doch dann kehren meine Gedanken zu May Crandall und diesem geheimnisvollen *Arcadia* zurück. Wie wird sie wohl reagieren, wenn ich sie danach frage?

Aber meine Chancen, heute noch eine Antwort zu bekommen, schwinden zusehends. Wenn ich Courtney abgesetzt habe, ist es längst Abendessenszeit im Pflegeheim, und May wird vermutlich keine Zeit für mich haben.

Ich biege von der Hauptstraße ab in ein gepflegtes Wohnviertel mit von Bäumen gesäumten Straßen und imposanten Häusern aus der Zeit der Jahrhundertwende, inmitten von gepflegten Grundstücken und Gärten. Erst nach ein paar Metern fällt mir ein, wieso mir der Weg zu Shellies Haus so bekannt vorkommt – Grandmas Zuhause in der Lagniappe Street ist gleich um die Ecke.

»Hey, Court, hast du Lust, an Grandma Judys Haus vorbeizufahren, bevor ich dich zu Shellie bringe?« Die Vorstellung, allein hinzugehen, behagt mir nicht, andererseits könnten sich unter ihren Sachen vielleicht ein paar Antworten auf meine Fragen finden.

Verwirrt blickt Courtney von ihrem Handy auf. »Das ist ziemlich gruselig, Tante Aves. Da wohnt niemand, aber überall stehen noch Grandma Judys Sachen.« Sie hat die Unterlippe vorgeschoben und blickt mich ernst aus ihren großen blauen Augen an. Für die Kinder ist es schwer, Grandma Judys raschen Verfall hinzunehmen; es ist das erste Mal, dass sie mit der Sterblichkeit eines Menschen in Berührung kommen. »Aber wenn es sein muss, komme ich mit.«

»Nein, nein, ist schon okay.« Ich fahre an der Kreuzung vorbei. Es gibt keine Veranlassung, Courtney in das Ganze hineinzuziehen; ich werde einfach später hier vorbeischaun, wenn ich sie bei ihrer Freundin abgesetzt habe.

Sie ist sichtlich erleichtert. »Okay. Danke, dass du mich abgeholt hast, Tante Aves.«

»Jederzeit gern, Schatz.«

Wenige Minuten später geht sie die Einfahrt zu Shellies Haus hinauf, während ich mich auf den Weg in die Lagniappe Street mache, in die Vergangenheit.

Tiefe Trauer überkommt mich, als ich vor dem Haus anhalte und aussteige. Überall sind Erinnerungen – die Rosen, die ich gemeinsam mit meiner Großmutter geschnitten habe; die Weide, auf der ich mit einem Mädchen aus der Nachbarschaft herumgeklettert bin; die Veranda, die als Hintergrund für diverse

Abschlussballfotos gedient hat; der Teich mit den Kois, die wir mit Kekskrümel gefüttert haben.

Ich kann ihre Gegenwart auf der im Südstaatenstil gehaltenen Veranda förmlich spüren, als ich die Treppe hinaufgehe. Die Erkenntnis, dass ich hier nie wieder von ihr in Empfang genommen werde, tut weh.

Ich gehe in den Garten und betrete das Gewächshaus. Schale, staubige Luft schlägt mir entgegen. Der feuchte, erdige Geruch ist längst verfliegen, die Regale und all die Blumentöpfe sind verschwunden. Zweifellos hat meine Mutter sie jemandem gegeben, der sie gebrauchen kann.

Der Schlüssel liegt noch an seinem gewohnten Platz. Ich ziehe einen losen Stein aus dem Fundament und nehme ihn heraus, gehe ins Haus und schalte die Alarmanlage aus. Dann stehe ich einen Moment lang reglos im Wohnzimmer. *Was jetzt?*

Die Dielen knarzen unter meinen Schuhen. Obwohl ich das Geräusch nur zu gut kenne, zucke ich vor Schreck zusammen. Courtney hat recht – das Haus wirkt verlassen und ein bisschen gruselig, nicht länger wie das Zuhause, das es einst war. Seit meinem dreizehnten Lebensjahr war ich immer hier, wenn meine Eltern während des Schuljahrs nach D. C. mussten, damit ich in Aiken und bei meinen Freundinnen bleiben konnte.

Jetzt komme ich mir wie ein Einbrecher vor.

Außerdem ist das Ganze lächerlich. Du weißt ja noch nicht mal, wonach du suchst.

Vielleicht nach Fotos? Finde ich die Frau von dem Foto auf May Crandalls Nachttisch zufällig in einem der Alben? Grandma Judy war stets die Familienhistorikerin; diejenige, die sich um den Stammbaum der Staffords gekümmert, unermüdlich auf ihrer alten Schreibmaschine Etiketten getippt und auf irgendwelche Gegenstände geklebt hat – im ganzen Haus gibt es nicht ein einziges Möbelstück, Gemälde oder Foto, das nicht mit Angaben über Herkunft und einstigen Besitzer versehen ist, ebenso wie ihre privaten Schätze. Das Libellenarmband habe ich in einer abgenutzten Schmuckschatulle mit einem gelben Aufkleber auf dem Boden bekommen.

Juli 1966: Geschenk. Mondsteine als Symbol für die ersten Fotos vom Mond, geschickt von der ersten amerikanischen Raumsonde Surveyor. Granate für die Liebe. Libellen für das Wasser. Saphire und Onyx als Andenken. Gestaltet und angefertigt von Damon Greer, Greer Designs.

Darunter hat sie geschrieben:

Für Avery.

Weil du diejenige bist, die neue Träume träumen und neue Wege beschreiten kann. Mögen dich die Libellen an Orte jenseits deiner Vorstellungskraft mitnehmen.

– Grandma Judy

Erst jetzt wird mir bewusst, dass sie nicht vermerkt hat, von wem das Geschenk stammt. Seltsam. Ich überlege, ob mir ihre Terminkalender Aufschluss geben könnten. Dort hat sie stets sorgsam ihre Tagesabläufe dokumentiert, hat notiert, mit wem sie sich getroffen, was sie getragen hat und was es zu essen gab. Fall sie und May Crandall Freundinnen gewesen sein oder demselben Bridge-Club angehört haben sollten, wird ihr Name vermutlich darin verzeichnet sein.

Eines Tages wirst du sie lesen und alles über mich wissen, hat sie einmal zu mir gesagt, als ich sie fragte, weshalb sie alles schriftlich festhalte.

Diese Bemerkung erscheint mir nun wie eine Erlaubnis, trotzdem habe ich leise Gewissensbisse, als ich durchs Haus gehe. Noch ist meine Großmutter am Leben. Sie ist immer noch da. Was ich hier gerade tue, grenzt eigentlich an Schnüffelei, trotzdem werde ich das Gefühl nicht los, dass sie es will – sie will, dass ich etwas verstehe, weil es aus irgendeinem Grund wichtig ist. Für uns beide.

Ihr jüngster Kalender liegt noch auf dem Schreibtisch in dem kleinen Arbeitszimmer neben der Bibliothek, aufgeschlagen auf der Seite mit dem Tag, an dem sie acht Stunden lang verschwunden war und schließlich ganz allein und verwirrt in ihrem ehemaligen Lieblingseinkaufszentrum aufgefunden wurde. Es war ein Donnerstag.

Die Handschrift ist schwer leserlich, zittrig und leicht nach unten geneigt, weit von ihrer schönen, geschwungenen Schrift von einst entfernt. *Trent Turner, Edisto* lautet der einzige Eintrag an diesem Tag.

Edisto? Dachte sie, dass sie in das Cottage auf Edisto Island fahren würde, um sich mit jemandem zu treffen? Vielleicht hatte sie ja etwas geträumt und geglaubt, es sei real. Oder ein Ereignis aus der Vergangenheit noch einmal durchlebt.

Wer ist Trent Turner?

Ich blättere.

Unter den Notizen über Grandmas gesellschaftliche Verpflichtungen der vergangenen Monate findet sich kein Hinweis auf May Crandall. Trotzdem hat Mays Verhalten darauf schließen lassen, dass sie sich erst kürzlich begegnet sind.

Je weiter ich zurückgehe, umso klarer wird die Handschrift. Immer mehr Ereignisse tauchen auf, zu denen ich meine Großmutter früher begleitet habe – Veranstaltungen des Federation Women's Club, des Bibliotheksausschusses, der Frauenvereinigung, des Gartenclubs im Frühjahr. Es ist schmerzlich zu sehen, wie sie vor sieben Monaten, vor ihrem rapiden Verfall, noch all ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen nachgekommen ist, obwohl ein, zwei Freunde meinen Eltern gegenüber erwähnt haben, dass *Judy zwischendurch immer wieder kleine Aussetzer* hätte.

Ich blättere weiter, grübele, erinnere mich, lasse dieses Jahr Revue passieren, das alles verändert hat. Das Leben kann von einer Sekunde auf die andere eine völlig neue Wendung nehmen – ihr Kalender führt mir dies einmal mehr vor Augen. Wir planen unsere Tage, doch unter Kontrolle haben wir sie nicht.

Inzwischen bin ich beim Januar angelangt. An den Rand des Neujahrstags ist erneut *Trent Turner* und *Edisto* gekritzelt. Und eine Telefonnummer.

Vielleicht hat sie ja mit jemandem über irgendwelche Renovierungsarbeiten geredet. Schwer vorstellbar. Seit Großvaters Tod vor sieben Jahren hat sich Dads Privatsekretärin um Grandma Judys Angelegenheiten gekümmert und hätte derartige Termine eingefädelt.

Es gibt wohl nur einen Weg, es herauszufinden.

Ich ziehe mein Handy heraus und wähle die Nummer.

Es läutet. Einmal, zweimal.

Ich überlege, was ich sagen soll, wenn jemand rangeht ... *Äh, ich bin nicht sicher, weshalb ich Sie anrufe. Ich habe Ihren Namen in einem alten Kalender meiner Großmutter gefunden und ...*

Genau, und ... was?

Die Voicemail springt an. »Hier spricht Trent von Turner Real Estate. Im Augenblick kann ich Ihren Anruf nicht entgegennehmen, bitte hinterlassen Sie mir eine Nachricht, dann ...«

Ein Immobilienmakler? Ich bin baff. Wollte Grandma Judy das Haus auf Edisto verkaufen? Schwer vorstellbar. Das Cottage befand sich schon vor ihrer Heirat mit meinem Großvater in Familienbesitz. Sie liebt dieses Cottage.

Außerdem hätten mir meine Eltern bestimmt davon erzählt. Es muss eine andere Erklärung geben, aber da ich im Augenblick nicht weiterkomme, muss ich mich wohl damit begnügen, ein wenig im Haus herumzustöbern.

Im Wandschrank finde ich die restlichen Kalender an ihrem angestammten Platz in einer Vitrine, sorgfältig sortiert, von dem Jahr ihrer Heirat mit meinem Großvater an, bis jetzt. Aus einer Laune heraus greife ich nach dem ältesten. Der milchige Ledereinband ist vertrocknet und mit braunen Rissen durchzogen. Ich schlage das Buch auf, lasse den Blick über die Einträge schweifen: Verbindungsfeiern, Collegenprüfungen, Brautpartys, Geschirrdedors und Verabredungen mit meinem Großvater, allesamt in geschwungener Mädchenhandschrift notiert.

Heute Harolds Eltern in Drayden Hill besucht. Reiten. Habe ein paar Zäune übersprungen. Harold sagt, ich darf es nicht seiner Mutter verraten. Schließlich sollen wir für die Hochzeit in einem Stück sein. Ich habe meinen Prinzen gefunden. Nicht der leiseste Zweifel.

Ein Gefühl der Rührung durchströmt mich. Bittersüß.

Nicht der leiseste Zweifel.

Hat sie tatsächlich so empfunden? Wusste sie einfach, dass mein Großvater der Richtige ist, als sie einander begegneten? Sollte es zwischen Elliot und mir nicht auch so einen Moment gegeben haben, in dem der ultimative Blitz eingeschlagen hat, statt dass wir scheinbar mühelos aus den Abenteuern unserer Kindheit in eine Freundschaft und schließlich in ein Leben als Paar und schließlich zur Verlobung gleiten, weil es nach sechs Jahren Beziehung allmählich Zeit wurde, das Ganze unter Dach und Fach zu bringen? Stimmt mit uns etwas nicht, weil wir uns nicht Hals über Kopf in dieses Abenteuer hineinstürzen, weil wir es nicht eilig haben, endlich alles niet- und nagelfest zu machen?

Mein Handy läutet. Ich ziehe es aus der Tasche, hoffe, dass er es ist.

Die Stimme ist freundlich und gehört einem Mann, aber nicht Elliot.

»Hallo, hier spricht Trent Turner. Ich habe Ihre Nummer auf dem Display. Bitte entschuldigen Sie, dass ich nicht rangehen konnte. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Oh ... oh ...« Mit einem Mal fällt mir kein einziger eleganter Eröffnungssatz ein, deshalb platze ich heraus: »Ich habe Ihre Nummer im Terminkalender meiner Großmutter gefunden.«

Das Rascheln von Papier dringt durch die Leitung. »Haben wir einen Termin vereinbart? Für die Besichtigung eines Cottages? Oder geht es um ein Mietgesuch?«

»Ich weiß es nicht. Ehrlich gesagt, hatte ich gehofft, Sie könnten es mir sagen. Meine Großmutter hat gesundheitliche Probleme, und ich versuche gerade, mir einen Reim auf ihre Termine zu machen.«

»Für welchen Tag war der Termin vereinbart?«

»Ich bin nicht sicher, ob sie überhaupt einen hatte. Ich dachte, sie hätte Sie vielleicht angerufen, weil sie ein Haus verkaufen will. Das Myers Cottage.« Hier in der Gegend ist es üblich, dass die Häuser unter den Namen ihrer ersten Besitzer bekannt sind. Die Eltern meiner Großmutter haben das Haus dort gebaut, als Feriendomizil, um der schwülen Sommerhitze im Landesinneren zu entfliehen. »Stafford. Judy Stafford.« Ich wappne mich für den veränderten Tonfall, den der Nachname beinahe unweigerlich nach sich zieht. Die Leute hier kennen uns, ob sie uns nun lieben oder hassen.

»Staff...ford ... Stafford«, murmelt er. Vielleicht ist er nicht aus der Gegend. Ja, genau, er hat nicht einmal den Ansatz eines Charlester Akzents. Ein Low-country-Akzent ist es nicht, dafür klingt er zu gedehnt. Texas vielleicht? Ich habe früher mit so vielen Kindern aus anderen Gegenden gespielt, deshalb kenne ich mich mit Akzenten aus, sowohl mit internationalen als auch amerikanischen.

Einen Moment lang herrscht eine eigentümliche Stille, dann fährt er hörbar vorsichtiger fort. »Ich bin erst seit neun Monaten hier, aber ich kann Ihnen versichern, dass nie jemand angerufen hat, um das Myers Cottage zu verkaufen oder zu vermieten. Es tut mir leid, wenn ich Ihnen da nicht weiterhelfen kann.« Er will mich abwimmeln, ganz klar. *Warum?* »Sollte Ihre Großmutter vor Jahresbeginn angerufen haben, hat sie vermutlich mit meinem Großvater, Trent senior, gesprochen. Aber er ist vor etwa sechs Monaten verstorben.«

»Oh, mein Beileid. Haben Sie irgendeine Idee, was meine Großmutter mit ihm hätte besprechen wollen?«

Wieder spüre ich dieses Unbehagen, als wäge er seine Worte sorgfältig ab. »Ja, durchaus. Er hatte einige Unterlagen für sie hier. Mehr kann ich Ihnen leider nicht dazu sagen.«

Schlagartig erwacht der Anwaltsinstinkt in mir, der mir sagt, dass ich es mit einem Zeugen zu tun habe, der bewusst Informationen zurückhält. »Was für Unterlagen?«

»Es tut mir leid, aber ich habe meinem Großvater ein Versprechen gegeben.«

»Was für ein Versprechen?«

»Ihr den hinterlegten Umschlag zu übergeben, falls sie persönlich hierherkommt.«

Sämtliche Alarmglocken schrillen in meinem Kopf. Was ist hier los? »Sie kann aber nicht mehr reisen.«

»Dann kann ich Ihnen nicht weiterhelfen. Tut mir leid.«

Und damit legt er ohne ein weiteres Wort auf.

Rill

Es ist still. Ein feuchter, modriger Geruch hängt im Zimmer. Ich schlage die Augen auf, kneife sie fest wieder zu und öffne sie wieder, diesmal ganz langsam. Ich bin noch zu schlaftrunken, um meine Umgebung klar zu erkennen; es ist genau so, wie wenn nachts der Nebel über dem Fluss durch die offenen Fenster des Hausboots hereinzieht.

Nichts sieht so aus, wie es soll: Statt der gewohnten Türen und Fenster der *Arcadia* sehe ich dicke Backsteinwände. Der Geruch nach Schimmel und feuchtem Schmutz steigt mir in die Nase, setzt sich fest. Es stinkt genauso wie in dem Fach, in dem wir unsere Vorräte und die Dieselkanister lagern.

Lark wimmert im Schlaf. Ich höre das Quietschen von Angeln statt des gewohnten leisen Knarzens der beiden Klapp-Pritschen, auf denen Lark und Fern sonst schlafen.

Blinzelnd setze ich mich auf, mache ein winziges Fenster hoch oben in Deckennähe aus. Düsteres Morgenlicht dringt herein. Es scheint trüb zu sein.

Auf einen Schlag erinnere ich mich wieder, wie ich mich auf die muffige Matratze gelegt und zum Fenster hinaufgesehen habe, während der Tag sich dem Ende neigte und die Atemzüge meiner Geschwister immer tiefer und gleichmäßiger wurden.

Ich erinnere mich, wie die Frau in der weißen Tracht uns die Kellertreppe hinuntergeführt hat, vorbei am Heizkessel und den Kohlehaufen, in dieses winzige Zimmer.

Hier schlaft ihr, bis wir wissen, ob ihr endgültig bleibt. Kein Muckser, verstanden. Ihr müsst still sein. Und ihr bleibt in euren Betten liegen.

Sie zeigte auf fünf Feldbetten, wie sie die Soldaten benutzen, wenn sie unten am Fluss eine Übungseinheit absolvieren.

Dann ging sie und verschloss die Tür hinter sich.

Gehorsam setzten wir uns auf unsere Betten, selbst Camellia. Ehrlich gesagt, war ich froh, dass wir wieder unter uns waren. Keine Aufpasserinnen, keine anderen Kinder mit neugierigen Augen, mit besorgten Augen, mit traurigen Augen, gemeinen Augen, blicklosen Augen, tot und hart.

Die Ereignisse des gestrigen Tages ziehen erneut vorüber – die *Arcadia*, die Polizei, Silas, Miss Tanns Wagen, die Schlange vor dem Badezimmer im Stockwerk über uns. Übelkeit steigt in mir auf, spült wie eine Woge brackigen Wassers über mich hinweg, heiß von der sengenden Sonne, vergiftet von allem, was darin heruntreibt.

Ich fühle mich schmutzig, von innen heraus. Das Gefühl hat nichts mit dem trüben Badewasser zu tun, das schon braun vom Sand und der Seife von all den Kindern war, die vor uns gebadet hatten.

Stattdessen sehe ich die Aufpasserin über mir aufragen, als ich in die Wanne steige und mich abwende, weil ich nichts habe, um meine Blöße zu bedecken. »Wasch dich.« Sie zeigt auf das Seifenstück und den Waschlappen. »Wir haben hier keine Zeit zum Rumtrödeln. Und ihr Flussratten seid ja sowieso nicht gerade prude, oder?«

Ich weiß weder, was sie damit meint, noch, was ich darauf erwidern soll. Aber vielleicht soll ich das sowieso nicht tun.

»Waschen, hab ich gesagt!«, keift sie. »Denkst du, ich hab den ganzen Tag Zeit?« Das hat sie unter Garantie nicht; dasselbe hat sie auch schon zu den anderen Kindern gesagt, die Worte mischten sich mit Weinen, Jammern und Prusten, wenn sie jemanden unter Wasser drückte, um die Seife aus den Haaren zu waschen. Zum Glück hat keines von uns Foss-Kindern Angst vorm Untertauchen. Camellia und die Kleinen haben die Badeprozedur ohne irgendwelche Probleme hinter sich gebracht. Natürlich will ich auch keinen Ärger machen, aber die Frau scheint mich auf dem Kieker zu haben; vielleicht weil ich die Älteste bin. Ich kauere mich in die kalte, schmutzige Brühe.

Sie tritt näher und starrt mich in einer Art und Weise an, bei der ich eine Gänsehaut kriege. »Noch kannst du bei den Kleinen bleiben, aber bald werden wir dich anderswo unterbringen müssen.«

Ich drehe mich noch ein Stück weiter zur Seite und säubere mich so schnell, wie ich nur kann.

Selbst heute Morgen fühle ich mich noch schmutzig von ihren Blicken. Ich hoffe bloß, wir sind weg, bevor wir das nächste Mal baden müssen.

Ich will, dass alles anders aussieht – dass sich die Mauern in Holzwände verwandeln, der Zementboden schmilzt, verschwindet. Ich will die alten, zerschrammten

Planken unter meinen Füßen spüren, das sanfte Schaukeln des Bootes, wenn wir in unseren Betten liegen, Briny, wenn er draußen auf der Veranda leise Mundharmonika spielt.

Während der Nacht bin ich bestimmt zehn Mal aufgewacht. In den frühen Morgenstunden hat Fern sich neben mich gequetscht. Die dünne Matratze bog sich unter unserem Gewicht, so dass wir ganz eng beisammenlagen. Es grenzt an ein Wunder, dass Fern überhaupt atmen, geschweige denn schlafen kann.

Wann immer ich einnickte, bin ich wieder auf der *Arcadia*, nur um beim Aufwachen festzustellen, dass ich hier in diesem Zimmer liege und versuche zu begreifen, was passiert ist.

Hier schläft ihr, bis wir wissen, ob ihr endgültig bleibt.

Was soll das heißen – endgültig? Bringen sie uns nicht ins Krankenhaus zu Briny und Queenie? Wir haben uns doch gewaschen und sind über Nacht hiergeblieben, oder? Und gehen wir alle hin oder nur ein Teil von uns? Ich kann die Kleinen unmöglich hier zurücklassen. Was, wenn diese Leute ihnen etwas antun?

Ich muss meine Geschwister beschützen, dabei kann ich mich noch nicht mal selbst schützen.

Mein Mund fühlt sich klebrig an von den hinuntergeschluckten Tränen. Ich habe mir geschworen, nicht zu weinen, weil sonst die Kleinen Angst bekommen. Ich habe ihnen versprochen, dass alles gut wird, und bisher glauben sie es auch, sogar Camellia.

Ich schließe die Augen, schlinge die Arme um Fern und lasse meine Tränen in ihr Haar kullern, während ich verzweifelt gegen die Schluchzer anschlucke, die in mir aufsteigen. Fern kriegt nichts davon mit. Vielleicht glaubt sie ja, das Wackeln käme von den Wellen, die gegen den Rumpf der *Arcadia* schlagen.

Nicht einschlafen, ermahne ich mich. Ich muss Fern auf ihre Pritsche legen, bevor jemand kommt. Ich darf nicht zulassen, dass wir Ärger kriegen. Die Frau hat gesagt, wir sollen in unseren Betten bleiben.

Nur noch eine Minute. Oder zwei. Dann stehe ich auf und Sorge dafür, dass alle dort sind, wo sie sein sollen.

Ich döse ein, wache auf, döse wieder ein, wache wieder auf. Ich höre jemanden atmen, direkt neben uns. Jemanden, der größer ist als wir. Mein Herz hämmert. Es ist ein Mann. Vielleicht Briny.

In diesem Moment steigt mir der Geruch nach altem Fett, Gras, Kohlenstaub und Schweiß in die Nase. Es kann nicht Briny sein. Der riecht nach Flusswasser und nach Himmel; im Sommer nach Morgennebel, im Winter nach Eis und verbranntem Holz.

Ich lausche, höre Schritte neben der Tür, dann Stille. Es ist nicht Brinys Gang. Ich ziehe die Decke über Ferns Kopf, in der Hoffnung, dass sie nicht ausgerechnet jetzt aufwacht und sich regt. Es ist düster im Raum; lediglich durch das Fenster hoch oben fällt ein wenig Licht. Vielleicht merkt er ja nicht, dass Fern nicht auf ihrer Pritsche liegt.

Ich wende den Kopf und habe Mühe, ihn auszumachen. Er ist wesentlich größer und dicker als Briny, mehr kann ich nicht erkennen. Wie ein Schatten ragt er neben der Tür empor, reglos, schweigend. Er steht einfach nur da und sieht uns an.

Meine Nase läuft, aber ich traue mich nicht, zu schniefen oder sie abzuwischen. Er soll nicht wissen, dass ich wach bin. Wieso ist er hier?

Camellia dreht sich im Bett um.

Nein, denke ich. *Psssst*. Sieht sie ihn an? Kann er erkennen, ob ihre Augen offen sind?

Er tritt vollends ein. Geht ein paar Schritte, bleibt stehen, geht weiter, bleibt wieder stehen. Beugt sich über Larks Pritsche, berührt ihr Kissen. Er stolpert über etwas und stößt gegen den Holzrahmen.

Ich beobachte ihn mit halb geschlossenen Augen. Jetzt tritt er an meine Pritsche und bleibt bestimmt eine Minute davor stehen. Das Kissen raschelt. Er berührt es, zweimal, kaum merklich.

Dann geht er weiter zu den anderen Pritschen, ehe er sich abwendet und zur Tür zurückkehrt.

Ich lasse meinen angehaltenen Atem entweichen und hole tief Luft. Dabei steigt mir der Geruch nach Pfefferminz in die Nase. Als ich die Decke zurückschlage und Fern wecken will, sehe ich die beiden Bonbons auf dem Kissen. Sofort muss ich an Briny denken. Wann immer er in einer Spielhalle gewonnen oder auf einem Ausflugsdampfer ein bisschen Geld verdient hat, bringt er uns eine Rolle Beech-Nut-Pfefferminzbonbons mit. Das sind die allerbesten. Er gibt uns kleine Rätsel auf, und für die richtige Antwort gibt es ein Bonbon als Belohnung. *Wenn zwei Sommertangaren auf einem Baum sitzen, eine unten auf dem Boden und drei Hüttensänger in einem Strauch und vier auf dem Boden und eine Krähe auf dem Zaun und eine Eule in der Scheune, wie viele Vögel sind dann auf dem Boden?*

Je älter wir sind, umso kniffliger werden die Fragen. Und je kniffliger die Fragen, umso leckerer schmecken die Bonbons.

Am liebsten würde ich zur Tür laufen und nachsehen, ob es vielleicht doch Briny war. Aber es ist eine andere Bonbonmarke. Sie fühlen sich irgendwie nicht richtig in meiner Hand an, als ich sie vom Kissen nehme und Fern zu ihrer Pritsche zurücktrage.

Camellia, die am nächsten zur Tür liegt, schiebt sich ihr Pfefferminz in den Mund. Ich überlege, ob ich die Bonbons liegen lassen soll, entscheide mich aber dagegen – wenn die Aufpasserinnen kommen, gibt es vielleicht Ärger, weil uns jemand was geschenkt hat. Deshalb sammle ich sie alle ein.

»Diebin!«, zischt Camellia – das erste Wort, seit wir gestern Abend in der Schlange vor dem Badezimmer gestanden haben. Sie setzt sich auf, wobei ihr das viel zu große Nachthemd über die eine Schulter rutscht – nach dem Baden hat eine der Angestellten ein paar davon aus einem Stapel Wäsche gezogen. »Er hat jedem von uns ein Bonbon hingelegt. Du kriegst sie nicht alle. Das ist unfair.«

»Pssst!« Ich habe Angst, dass gleich die Tür aufgeht und wir mächtig Ärger kriegen. »Ich hebe sie für später auf.«

»Du klast!«

»Tue ich nicht.« Camellia ist wieder ganz die alte – und ein Morgenmuffel. Sie steht nicht gern auf, auch nicht, wenn es ein Bonbon gibt. Normalerweise lasse ich mich davon nicht beeindrucken, aber jetzt bin ich zu müde zum Streiten. »Ich habe gesagt, dass ich sie für später aufhebe. Ich will nicht, dass wir Ärger kriegen.«

Camellias magere Schultern sacken herab. »Den haben wir schon längst.« Ihr schwarzes Haar fällt ihr ins Gesicht. »Was machen wir jetzt, Rill?«

»Wir werden brav sein, damit diese Leute uns zu Briny bringen. Du darfst nicht noch mal versuchen abzuhaufen, Camellia. Die sind stärker als wir, okay? Und wenn wir sie ärgern, bringen sie uns nie ins Krankenhaus.«

Sie starrt mich an; ihre Augen sind zu Schlitzeln verengt, so dass sie wie einer dieser Chinesen aussieht, die am Flussufer in riesigen Kesseln die Wäsche anderer Leute waschen. »Glaubst du ehrlich, dass sie uns hinbringen? Heute?«

»Wenn wir brav sind.« Ich kann nur hoffen, dass es keine Lüge ist. Aber vielleicht ist es eine.

»Wieso haben die uns hierher gebracht?«, stößt sie erstickt hervor. »Wieso haben die uns nicht einfach in Ruhe gelassen?«

Ich durchforste mein Gehirn nach einer plausiblen Antwort, für mich selbst ebenso wie für sie. »Ich glaube, es ist alles ein Missverständnis. Sie müssen mitgekriegt haben, dass Briny nicht zurückgekommen ist, um sich um uns zu kümmern. Aber Briny wird es ihnen schon sagen, sobald er erfährt, dass sie uns mitgenommen haben. Er wird ihnen sagen, dass alles ein großes Missverständnis ist, und uns nach Hause bringen.«

»Aber heute?« Ihr Kinn bebzt, und sie schiebt die Unterlippe vor, so wie sie es immer macht, wenn sie auf Streit aus ist.

»Jede Wette. Heute.«

Schniefend wischt sie sich den Rotz mit dem Ärmel ab. »Ich lass mich aber von den Weibern nicht noch mal in die Wanne stecken, Rill. Kommt nicht in die Tüte.«

»Was haben sie dir angetan, Camellia?«

»Gar nichts.« Trotzig reckt sie das Kinn. »Ich geh da bloß nicht mehr rein, das ist alles.« Sie streckt mir die Hand hin. »Wenn du den anderen die Bonbons nicht gibst, dann nehme ich sie. Ich hab Riesenhunger.«

»Wir heben uns den Rest für später auf. Falls wir rausdürfen, wo die anderen Kinder gestern gespielt haben, gebe ich sie ihnen.«

»Aber du hast gesagt, dass Briny später kommt.«

»Ich weiß aber nicht, wann, sondern bloß, dass er kommt.«

Sie schürzt die Lippen, um mir zu zeigen, dass sie mir kein Wort glaubt. »Vielleicht kann uns ja der Mann helfen, von hier wegzukommen. Der die Bonbons gebracht hat. Er ist unser Freund.«

Daran habe ich auch schon gedacht. Aber wer war dieser Mann? Wieso ist er hereingekommen? Will er unser Freund sein? Er ist der Erste, der nett zu uns war, seit wir Mrs. Murphys Haus betreten haben.

»Wir warten auf Briny«, sage ich. »Bis dahin müssen wir brav sein, damit ...«

Die Türklinke bewegt sich. Camellia und ich werfen uns in unsere Betten und tun so, als würden wir schlafen. Mit hämmerndem Herzen liege ich unter der kratzigen Decke. Wer ist da draußen? Unser Freund oder jemand anderes? Haben sie uns reden gehört?

In diesem Moment geht die Tür auf, und eine dunkelhaarige Frau in einer weißen Tracht kommt herein. Sie hat den Körperbau eines Holzällers und eine runde Taillie. Gestern haben wir sie nicht gesehen, so viel steht fest.

Sie runzelt die Stirn, blickt zu unseren Betten herüber, dann auf die Schlüssel in ihrer Hand. »Los, raus aus den Betten alle miteinander.« Sie spricht wie diese Familie aus Norwegen, deren Boot letzten Sommer einen Monat lang neben dem unseren vertäut war. Betten klingt wie *Bedden* bei ihr, aber ich weiß trotzdem, was gemeint ist. Sie scheint nicht wütend zu sein, sondern bloß ein bisschen müde. »Aufstehen und die Decken ordentlich zusammenfalten.«

Wir stehen auf, nur Gabion muss ich aus dem Bett heben. Er taumelt und plumpst prompt auf den Hintern, während ich sein Bett mache.

»Jemand war heute Nacht hier, stimmt's?«, sagt sie und hält die Schlüssel zwischen zwei Fingern.

Sollen wir ihr von dem Mann mit den Bonbons erzählen? Vielleicht hätte er ja gar nicht hereinkommen dürfen. Vielleicht kriegen wir aber auch Ärger, wenn sie herausfinden, dass wir es verschwiegen haben.

»Nein, Ma'am. Nur wir«, antwortet Camellia, noch bevor ich den Mund aufmachen kann.

»Du bist die, die Ärger macht, hab ich gehört.« Sie wirft Camellia einen durchdringenden Blick zu, unter dem sie förmlich zu schrumpfen scheint.

»Nein, Ma'am.«

»Niemand ist reingekommen.« Jetzt muss ich ebenfalls lügen. Was bleibt mir sonst übrig? »Es sei denn, während wir geschlafen haben.«

Die Frau zieht an einer Kette, worauf die Glühbirne angeht. Sie flackert kurz, während wir blinzeln. »Die Tür hätte abgeschlossen sein müssen. War sie doch, oder?«

»Wissen wir nicht«, meldet sich Camellia erneut zu Wort. »Wir waren die ganze Zeit im Bett.«

Die Frau sieht mich an. Ich nicke und fange an, das Zimmer aufzuräumen. Ich muss dringend diese Bonbons loswerden, habe aber Angst, dass sie etwas mitbekommt, deshalb behalte ich sie in der Hand, obwohl es mir schwerfällt, die Decken anständig zu falten. Aber die Frau merkt es nicht – offenbar ist sie in Eile und kann es kaum erwarten, uns hier rauszuschaffen.

Lesen Sie weiter ...

Lisa Wingate
Libellenschwestern
Roman
Übersetzt von Andrea Brandl
Roman 480 Seiten
ca. € 10,99 [D] / ca. € 11,30 [A] / ca. CHF 16,90*
[*empf. VK-Preis]
ISBN 978-3-7341-0377-3

Ab 16.09.2019 erhältlich.

 Auch als E-Book erhältlich.
ISBN 978-3-641-19616-5





Interview

mit Lisa Wingate

Libellenschwestern basiert auf einem schockierenden Teil unserer Geschichte. Wie sind Sie auf diese Idee gekommen?

Für mich beginnt jede noch so kleine Geschichte mit einem Funken. Von dort aus reist die Geschichte weiter zu Recherche und dann in die Fantasie. *Libellenschwestern* begann auf höchst unerwartete Art und Weise.

Ich war in den späten Stunden einer Winternacht noch wach, habe gearbeitet und hatte den Fernseher im Hintergrund laufen. Eine Wiederholung von *Investigation Discovery: Dangerous Women* lief um ungefähr zwei Uhr nachts. Ich sah hoch und erblickte Bilder einer alten Villa. Der Empfangsbereich war gefüllt mit Kinderbetten und Babys. Es gab schreiende Kinder, lachende Kinder und Kinder, die ganz rot im Gesicht waren, verschwitzt und kränklich wirkend. Ich war sofort fasziniert von der bizarren, tragischen und erschreckenden Geschichte von Georgia Tann und ihrer Memphis-Zweigstelle der Tennessee Children's Home Society. Am schockierendsten war, dass das alles erst kürzlich passiert ist. Georgia Tann und ihr Pflegeheim haben von den 1920er Jahren bis 1950 agiert. Ich konnte nicht aufhören, an die Kinder zu denken, die Opfer von Georgias System wurden und gegen Geld für Adoptionen verkauft wurden.



Was wurde aus ihnen? Wo sind sie nun?

Nachdem ich mich mehr mit der Geschichte beschäftigt hatte, war ich schockiert, wie umfangreich Georgias Netzwerk war und welche tragischen Konsequenzen ihre Gier und ihre Bosheit hatten. Sie hat schätzungsweise 5.000 Kinder und Babys verkauft, die geradezu als Waren gehandelt wurden. Interessierte Eltern konnten sich Haarfarbe, Augenfarbe, Alter, Geschlecht, religiösen Hintergrund und sogar die genetische Veranlagung für Talente wie Kunst und Musik aussuchen. Tann hat immer wieder Zeitungsannoncen geschaltet, in denen sie Kinder als »Weihnachtsgeschenke« anbot. Es war schlicht unfassbar und grauenhaft.

Geschichten und Bücher sind darauf ausgelegt, geteilt zu werden. Was denken Sie macht eine Geschichte teilenswert?

Als Menschen sind wir dazu bestimmt, Geschichten zu teilen. Wir haben es getan, bevor es das geschriebene Wort gab, oder Wörter allgemein, oder Druckpressen, sogar vor E-Readern mit HD Retina Displays (unglaublich!). Seit Generationen haben Familien, Freunde oder Stämme um das Kochfeuer herum gesessen und Geschichten geteilt, die unterhalten sollten, die Freude brachten, die den Mut in der Schlacht oder die Moral im Leben unterstützten und den Jüngeren erklärten, wer sie sind und woher sie kommen. Gäste, die zum Essen eingeladen waren, kamen mit einer Geschichte und gingen mit einer neuen. Geschichten sind von Natur aus irgendwie unvollständig, bis wir unsere Gedanken hinzugefügt und sie an andere weitergegeben haben. Was macht eine Geschichte teilenswert? Na, natürlich die Art und Weise wie sie mit deiner eigenen Geschichte, deinem Leben, deinen Erfahrungen, Gedanken und Gefühlen interagiert! Nichts auf der Welt kann unser Herz so bewegen wie Geschichten. Wenn wir sie teilen und unsere Gedanken dazu mit anderen besprechen, dann sind wir auf der tiefsten Ebene miteinander verbunden.



Anregungen für Lesekreise & Buchclubs

1. *Libellenschwestern* springt zwischen der historischen Geschichte der Foss-Kinder und der gegenwärtigen Geschichte von Avery Stafford hin und her. Haben Sie einen Favoriten bei den beiden Handlungssträngen? Wenn ja, welchen und warum?

2. Viele Familien sind auf die eine oder andere Weise mit Adoption oder Pflegekindern in Kontakt gekommen. Gibt es in Ihrer Familie Berührungspunkte mit Adoption oder Pflegekindern? Falls ja, wie hat das Ihre Meinung zur Geschichte der Foss-Kinder und zu Averys Offenlegung ihrer Familiengeschichte beeinflusst?

3. Als die Schwestern das erste Mal wiedervereint wurden, haben sie sich entschieden, ihre Geschichte für sich zu behalten, statt sie mit ihren Familien zu teilen. Stimmen Sie dieser Entscheidung zu oder nicht? Was glauben Sie wären die Folgen gewesen, wenn sie es öffentlich gemacht hätten? Denken Sie, Familiengeheimnisse sollten geheim bleiben, vor allem, nachdem die betroffenen Personen verstorben sind? Oder gehören Familiengeheimnisse auch den nächsten Generationen? Haben Sie je ein Geheimnis in Ihrer Familiengeschichte entdeckt? Falls ja, was war es (wenn Sie darüber reden wollen)?

4. »Es war einmal ein kleines Mädchen mit einer Locke ...« ist ein Verbindungspunkt zwischen Avery und ihrer Großmutter Judy. Gibt es ein Lied oder eine Redewendung, die Sie an jemand Besonderen aus Ihrer Kindheit erinnert? Wohin führen Sie Ihre Gedanken, wenn Sie es hören oder wiederholen?





Das komplette Interview
sowie alle Anregungen
für Ihren Lesekreis finden
Sie unter:

www.blanvalet.de/wingate

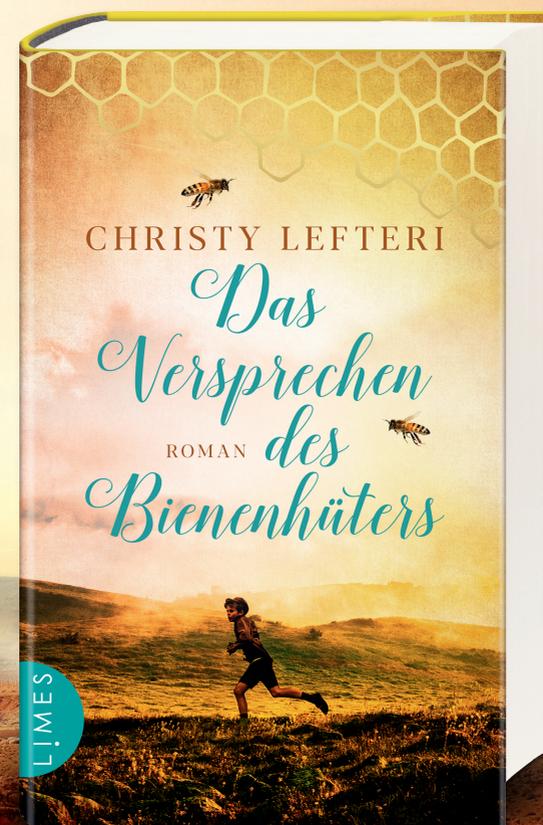


© der deutschsprachigen Ausgabe 2018 by Limes in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
© der Originalausgabe 2017 by Wingate Media, LLC
Gestaltung: © Minkmar Werbeagentur, München, www.minkmar.de
Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de nach einer Originalvorlage
Umschlagdesign: © Lynn Andreozzi, Umschlagillustration: © Alan Ayers unter Verwendung folgender
Bilder: © Krasimira Petrova Shishkova/Trevillion Image; cristinairanzo/Moment/Getty Images Petrova
Shishkova/Trevillion Images; cristinairanzo/Moment/Getty Images

Weitere Informationen zum Buch finden Sie auf www.blanvalet.de
Besuchen Sie uns auch auf   

Inmitten der Katastrophe
fand er Liebe.
Inmitten des Krieges
fand er Hoffnung.

*Ein hochaktuelles Buch über Mut, Menschlichkeit
und einen behutsamen Neuanfang.*



352 Seiten | € 20,00 [D]

Auch erhältlich als E-Book und Hörbuch Download.

»Eines der besten Bücher des Jahres.«

The Huffington Post

Für Avery Stafford hat das Leben keine Geheimnisse.
Bis sie eines Tages auf die neunzigjährige May Crandall trifft.
Die Fremde erkennt ihr Libellenarmband, ein Erbstück,
und besitzt auch ein Foto von Averys Großmutter.
Was hat May mit ihrer Familie zu tun? Averys Interesse
ist geweckt. Sie beginnt zu recherchieren und stößt schon bald
auf ein unglaubliches Geheimnis, das sie zurück in ein
dunkles Kapitel ihrer Familiengeschichte führt ...

Platz 1 der *New-York-Times-* Bestsellerliste